



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 20

Sonnabend, den 3. Weimond 1931.

Nr. 20

## Wo Ernst Moritz Arndts Wiege stand.

Von Müller-Rüdersdorf.

Wie wir schon in der Kinderschule erfuhren, erwachte der deutsche Freiheitskämpfer Ernst Moritz Arndt zu Groß-Schoritz auf dem naturgesegneten Ostsee-Eiland Rügen ins Erdendasein. Zu Ende des zweiten Weihnachtstages 1769.

In einem still-verträumten, sonnigen Herbstnachmittage pilgerte ich nach der Stätte, die durch Ernst Moritz Arndts Geburt nationale Weihe empfing.

In einen ganz abseitigen, auch vom starken sommerlichen Reiseverkehr wenig berührten Rügenwinkel ist Rittergut Groß-Schoritz gebettet. Die Schoritzer Wieh öffnet ihm hier süd- und ostwärts Meeresblick. Und vorgestellt gen Süden und Osten ist ihm der eine der Rügenfüße: die Halbinsel Jutar.

Freilich ist Groß-Schoritz heute Bahnstation. Ein paarmal macht täglich das Züglein einer Schmalspurbahn an seinem drollig-winzigen Stationshäuslein, mitten in weiten Ackerflächen, halt, und führt von Putbus und Garz einerseits und Altfähr andererseits über ein paar Rügenneustein hin Fahrgäste und Frachtgut auch hierher. Ehedem war das anders. Da ging über Jutar und die Giewitzer Fähre schnell der Hauptverkehr mit dem pommerschen Festlande vor sich; auch zu Vater Arndts behaglicherer Kinderzeit — vor etwa hundertfünfzig Jahren. Für den sogenannten großen Reiseverkehr ist aber — seitdem Samtens eistrigt die Vermittlung von Putbus und Bergen rügenauswärts und von Stralsund rügendwärts übernahm — der Winkel des ältesten Rügenstädtleins Garz, in den sich auch unser Schoritz kuschelt, ausgeschaltet.

Zwischen weithin überschaubarer Felderflur — eben fast wie eine Tafel — schreite ich dem Westchen zu, daraus der Phönix Ernst Moritz Arndt ausflog. Von Garz aus. Denn vor einer halben Stunde ist das einzige Nachmittagszüglein abgeschaukelt. Eine gute Marschstunde brauche ich bis zum Ziel. Aber sehr bald sehe ich die Schoritzer Dächer links drüben zwischen Wipfeln auftauchen. Kurz hinter dem Bahnhofshüttchen Groß-Schoritz trägt mich eine rechtwinklig abbiegende Allee ins Arndtneft hinein.

Die ersten Tagelöhnerhäuschen sind an den Weg gerückt. Schmutz und gediegen. Keine Armeeleutspur, nichts von der einst vielgescholtenen Physiognomie der Landarbeiterbehausung tragen sie an sich. Und auf Schritt und Tritt zeigt mir die ehrwürdige Rittergutsfiedlung Groß-Schoritz, daß in ihr keinerlei herrschaftlicher Fronfuss und Eigennutz waltet. Nicht nur menschenwürdig, heimelig geradezu erweisen sich die Häuslein des Schoritzer Gutsvölkchens drinnen und draußen. Alles daran ist trefflich instand gehalten, wie auch alle Gebäude des Gutshofes selber. Ueberall spürt man deutlich die Hand eines liebevoll pflegenden Gutspräsidenten. Edelste Tradition atmet das Ganze. Und nichts verrät, daß auch den tüchtigen Betreuern Groß-Schoritz das in der deutschen Landwirtschaft erschrecklich viel Opfer heischende Konkursgespenst droht.

Gleich beim Betreten des breiten, vorbildlich sauberen Gutshofes reckt sich das Herrenhaus mir entgegen. Eine Brustbildplakette Ernst Moritz Arndts und eine Inschrift darunter tun kund, daß es das Haus ist, in dem des großen deutschen Frei-

heitskämpfers und Vaterlandsdichters schlichte Wiege stand.

Zwei Riesenbäume flankieren es. Und dicht ist es an der Vorderfront bis zum Dachsimps empor von dunkelgrünem Efeu überspannen.

Ueber dieses erste Kindheitsheim, das der heilige Mittelpunkt einer ungemein traulichen Rügenidylle ist und über Schoritz und seine Geschichte überhaupt plaudert Ernst Moritz Arndt selbst in seinen auf-

Vergessen wir keinen Augenblick, daß wir in größter Notlage sind und daß nur eine heroische Anstrengung Deutschland den Deutschen bewahren kann. Vergangenheit und Gegenwart müssen dabei eng zusammengehen; der Augenblick kann uns zur Ewigkeit werden, wenn wir ihn mit den höchsten Zielen des Vaterlandes erfüllen. Der dem deutschen Vaterlande geweihte Augenblick sei uns heilig.

Rudolf Eucken.

schlußreichen Lebenserinnerungen: „Ich nannte mich einen Hochgeborenen, weil das Haus meiner Geburt damals (auch heute noch! Der Verf.) durch eine hohe und stattliche Treppe und durch Jugendlichkeit und Schönheit ein sehr ritterliches und hochadliges Ansehen hatte und in seinen Sälen und Gemächern mit Geschichten der griechischen Mythologie, ja, mit dem ganzen Olymp, Jupiter und Juno, mit Adler und Pflau an der Spitze, verziert war.“

Und an anderer Stelle darin: „Vater war zu der Zeit, da ich geboren wurde und ganz klein war, Verwalter der sogenannten Schoritzer Güter. Diese, von welchen die Geburtsstätte Schoritz der Hauptsache ist, bestanden aus einem halben Dutzend größerer und kleinerer Höfe und einigen Bauernhöfen. Vater war eine Art Oberverwalter, hieß Herr Inspektor. Seine nächsten Unterleute hießen Schreiber. Der ganze Besitz war Lehen des Rügenischen adligen Geschlechts der von Rahlben. Ein sehr reicher Herr von Rahlben hatte das damals noch junge und schöne Haus auf dem Rittersitz Schoritz um die Mitte des 18. Jahrhunderts gebaut, seinen schönen Besitz aber um die Zeit des siebenjährigen Krieges an einen General Grafen von Löwen, schwedischen Statthalter über Pommern und Rügen, verkauft und hatte dafür andere große Güter in Pommern wieder erworben. Er war aber durch Krieg und unverständige Wirtschaft zuletzt in schlechte Umstände geraten und mußte nun hier in Schoritz, wo er den schönen Hof und Garten und mehrere Parks gebaut und angelegt hatte, eine Rolle spielen, welche der Volksglaube gewöhnlich solchen beilegt, die durch schwere und greuliche Unfälle gegangen sind. Wir hat er die ersten kalten und heißen Gespensterschauer durch den Leib jagen müssen. Denn er machte in einem grauen Schlafrock, mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf und ein paar Pistolen unter dem Arm abendlich und mitternächtlich häufig die Runde auf seinem Hofe, indem er zwischen den bei-

den Scheunen über den Damm, der auf das Haus hinführte, langsam in das unterirdische Haus und die Keller marschierte und, von da herausschreitend, durch das Gartentor ging, wo er die Bienenstöcke musterte und dann verschwand.“

O, manche Spuk- und Gespenstermär wob ihr schaurig-poetisches Gerank um Ernst Moritz Arndts Wiegen- und frühesten Kinderstättel! Sie beeinflusste nicht unvorteilhaft des Dichters Sinn, der seine lebenslängliche Vorliebe für heimatische Volksfage und — mar auch durch eine stattliche Reihe Nacherzählungen pommerscher und insbesondere rügenischer Stoffe bekundete. Mit Bezug darauf berichtet er weiter: Ein zweiter gespenstischer Schrecken, womit der Mund des Kindes meine und meiner Brüder jugendliche Phantasie fütterte, waren ein paar mächtige goldige Wasserschlängen, welche in dem großen Teiche hinter der Scheune hausten und den Rügen gelegentlich die Milch absaugen sollten.“

Doch lassen wir Vater Arndt noch über die Umwelt seines Geburtshauses plaudern: „Schoritz ist höchst anmutig hart an einer Meeresbucht gelegen (Die schon bezeichnete Schoritzer Wieh. Der Verf.), welche die Halbinsel Jutar von der größeren Halbinsel abschneidet. Ein neues, noch glänzend geschmücktes Haus. Ein großer Blumengarten und mehrere Baumgärten. Dicht daran eine ganz kleine Halbinsel, die aber bei hoher Sturmflut oft zu einer Insel ward, mit hohen Birken und Eichen bepflanzt, worauf wir unsere Sommerspiele zu halten pflegten. Gegen Osten des Hofes ringsum ein prächtiger Eichenwald, in welchem Tausende von Aderraben ihren horstenden Wohnsitz zu haben pflegten. Ein Viertelstündchen weiter der größere Wald Kiewe.“

In Schoritz wurden die ersten Kinderspiele gespielt. 1775 oder 1776 (also als Ernst Moritz Arndt etwa sechs Jahre zählte) zog der Herr Inspektor Arndt von Schoritz fort, eine halbe Marschstunde weiter. Hier wurde er sein eigener, unabhängiger Herr, wurde Pächter von Dumschewitz und Uebchel. „Schoritz aber, wo uns ganz nahe befreundete Leute wohnten, behielten wir eigentlich immer noch als unsere Heimat, weil die Nachbarn und Nachbarkinder immer wöchentlich, oft auch täglich zusammenliefen“ heißt es in des Dichters Erinnerungen.

Im kurzen Grundriß des Schoritzer Schicksals wäre hier noch nachzutragen, daß vom General Löwen der Graf Malte Putbus die gesamten Güter kaufte. Und im Familienbesitz der Fürsten Putbus befinden sie sich noch heute.

Das Geburtszimmer Ernst Moritz Arndts im Groß-Schoritzer Herrenhaus ist das rechts hinten zum Giebel hinausgehende Zimmer. Frau Rittergutspräsidentin Weissenborn hält es als ihr Heimgewöl. In frommer Ehrung der ihr anvertrauten Dichtergewiegenstätte läßt sie lauterer rügenischen Heimatgeist daraus atmen. Gemütliche Niedermeiermöbel schmücken den stattlichen Raum. Und von den Wänden grüßen uns vor allem kunstförmig und mühsam zusammengetragene alte Mönchguter Silhouetten und Stahlsche. Und begeistert offenbart die Hausfrau, nun sie in dies deutsche Dichterheiligtum führt, wie begnadet sie sich fühlt, ihm Verwalterin sein zu dürfen.



Ein gar köstliches Traumstündchen, das ich in diesem Ernst-Moritz-Arndt-Zimmer verleve . . . . . Während sich draußen über deutschen Fleißäckern der Himmel eingetrübt hat, leuchtet mir hier drinnen

jäh eine heimliche Sonne auf. Die Sonne des Ernst-Moritz-Arndt-Geistes, des zähen Arndt-Mutes, des kühn alle Schicksalswetter überwindenden berndeutschen Arndtwillens . . . .

# Pommersches Volksliedarchiv

Alte Soldatenlieder,  
(Schluß.)

IX.

1. Ich stand auf hohem Berge  
Und schaut herab ins tiefe Tal.  
Ein Schifflein sah ich schwimmen,  
Worin drei Gräfin'n waren.
2. Die jüngste von den dreien,  
Die in dem Schiffe was  
Gab mir einmal zu trinken,  
Kühl! Wein aus ihrem Glas.
3. Was zog er von dem Finger?  
Ein Ringlein rot von Gold.  
„Nimm hin, du Hübsche, du Schöne,  
Das soll dein Denkmal sein.“ —
4. „Was soll ich mit dem Denkmal dein,  
So deiner ich nicht werden kann?  
Ins Kloster will ich ziehen,  
Will werden eine Nonn.“ —
5. „Willst du ins Kloster ziehen,  
Willst werden eine Nonn',  
So will ich das Kloster verbrennen,  
Das schöne Gotteshaus.“
6. Er sprach zu seinem Knechte:  
„Sattle mir und dir ein Pferd!  
Wir beide, wir wollen reiten,  
Denn der Weg ist reitenswert.“
7. Und als er vor das Kloster ankam,  
Klopft er ganz leise an:  
„Gebt heraus die jüngste Nonne,  
Die zuletzt hinein ist kommen.“ —
8. „Hier ist keine reingekommen,  
Hier kommt auch keine heraus.“ —  
„Mit Provorsch tu ichs befehlen,  
Sie soll und muß heraus.“
9. Da kam sie angeschritten  
In einem schneeweißen Kleid;  
Die Haare waren ihr verschnitten,  
Zur Nonne war sie bereit.
10. Da gab sie ihm zu trinken  
Kühl! Wein aus ihrem Glas,  
Und nach einer Viertelstunde  
Der Graf im Arm ihr lag.
11. Mit einer Messerspiße  
Grub sie ein Gräbelein;  
Mit ihren zarten Händen  
Legt sie ihn selbst hinein.
12. Mit ihren zarten Fingern  
Zog sie den Glockenstrang;

Mit ihrer hellen Stimme  
Sang sie den Grabgesang.

Bemerkenswert ist, daß der Sänger in den beiden ersten Strophen in der „Ichform“ die Geschichte wie ein eigenes Erlebnis erzählt, als ob er der Graf gewesen sei. Das schöne Lied findet sich unter der Überschrift „Graf und Nonne“ auch in Alfred Haas „Pommersche Volkslieder“ (1927) S. 5 in einer um vier Strophen kürzeren Fassung. Auch ist der Eingang des Liedes anders gefaßt. Hier steht der Sänger auf dem Rhein ein Schifflein mit drei Grafen fahren, von denen der jüngste einer angehenden Nonne den Ring gibt. Er ist also selbst nicht weiter an der Geschichte beteiligt. — Das Wort „Provorsch“ in Strophe 8 ist wohl entlehnt aus französisch Provocation „Herausforderung“; vielleicht liegt gleichzeitig eine Vermengung mit französisch force (Kraft, Gewalt, Zwang) vor, das im Volksmund Forche lautet.

X.

1. Ihr Landwehrmänner, jung und alt,  
Die Waffen nun zur Hand!  
Die Preußen dringen mit Gewalt  
Ins arme Oesterreichland.
2. Und du als braver Landwehrmann  
Bist auch dazu bestimmt.  
Der Weib und Kinder hat, muß sie  
Verlassen bald geschwind.
3. Die Kinder weinten bitterlich,  
Die Weiber noch viel mehr:  
„Ach, lieber Mann, wir sehen uns  
Jezund und nimmermehr.“
4. Vergiß auch Eint' und Feder nicht:  
Das war ihr letztes Wort:  
„Gedenk auch stets an deine Pflicht!  
Wohl an dem fremden Ort.“ —
5. „Zwanzig Patronen in der Tasch,  
Geladen das Gewehr,  
Und Brantwein stolz in der Flasch —  
Ihr Oesterreicher, kommt jezt her!“

XI.

1. Ein lustiges Mädchen, ein junges Blut  
Erkor sich ein Landmann zur Frau.  
Doch sie war einem Soldaten so gut  
Und bat ihren Alten einst schlau,  
Er sollte doch fahren ins Heu,  
Er sollte doch fahren ins Heu, juchhei,  
Jumbidelumdei, juchheirassassa,  
Er sollte doch fahren ins Heu.
2. „Poh“ dachte der Bauer, „was fällt ihr denn ein,  
Sie hat gewiß was auf dem Rohr.“

Wart, wart, ich schirre den Rappen zum Schein  
Und stelle mich hinter das Tor,  
Und tu, als fahr ich ins Heu usw.

3. Bald kam ein Reiter die Dorfstraß entlang,  
So stolz wie ein Postkavalier.  
Das Frauchen am Fenster ein Zeichen ihm gab  
Und öffnete leise die Tür.  
„Mein Mann ist gefahren ins Heu“ usw.
4. Sie drückte den blühenden Burschen ans Herz  
Und gab ihm manch zärtlichen Kuß.  
Dem Alten am Rudloß ward schwill bei dem Scherz,  
Er sprengte die Tür mit dem Fuß.  
„Ich bin nicht gefahren ins Heu“ usw.
5. Der Bursche, der machte sich wie ein Dieb  
Zum Fenster wohl auf die Flucht.  
Das Frauchen rief lockend: „Lieb Männchen,  
vergib,  
Er hat mich in Ehren besucht.  
Ich dachte, du fährst ins Heu“ usw.
6. „Poh“ dausend, bin ich auch meilenweit  
Gefahren ins Heu oder Gras,  
So verbiet ich mir doch während der Zeit  
Einen solch verteuflerten Spaß.  
Sonst fahre der Teibel ins Heu,  
Sonst fahre der Teibel ins Heu, juchhei,  
jumbidelumdei juchheirassassa,  
Sonst fahre der Teibel ins Heu.“

Dr. Schulz.

## Volkskundliches Archiv für Pommern.

Um die in mehr als fünfjähriger Sammeltätigkeit erworbenen Schätze des Pommerschen Volksliedarchivs breiteren Kreisen zugänglich zu machen und sie dadurch wieder ins Leben zurückzuleiten, wird eine Ausgabe „Pommerscher Volksballaden“ vorbereitet. Durch diese Veröffentlichung soll vornehmlich einem oft und dringend geäußerten Wunsch der pommerschen Lehrerschaft entsprochen werden; an sie und alle sonst an der Heimatpflege interessierten Kreise ergeht deshalb die Bitte, durch ihre Anteilnahme die Drucklegung dieses Werkes zu ermöglichen.

Die Sammlung „Pommersche Volksballaden“ wird alle erzählenden Volkslieder, die bisher in Pommern aufgezeichnet worden sind, hundertdreißig und zwanzig an Zahl, umfassen. Noten und Texte sind von berufenen Fachleuten wiederholter eingehender Durchsicht unterzogen worden. Es entsteht hier also ein Werk, das in bisher unerreichter Vollständigkeit eine der wichtigsten und interessantesten Teilgruppen des pommerschen Volksliedschatzes vor dem Benutzer ausbreiten wird: die ältesten und die neuesten Volksballaden werden in ihm vereinigt werden. Als Bestandaufnahme des pommerschen Balladenlebens wird es auch wissenschaftliche Bedürfnisse befriedigen können; zudem sollen einer besonderen Ausgabe (B) auch Anmerkungen beigegeben

## Wilhelm Raabe und Pommern

Nicht durch seine Werke oder durch eine Strecke seiner Lebensfahrt ist der Braunschweiger Magus mit Pommern verbunden, und doch gehört das Land am Meer zu den Teilen unseres Vaterlandes, wo man schon vor dem 70. Geburtstag aufgestanden ist, den Meister öffentlich zu begrüßen. Ja, das erste Werk, das Raabes Gesamtschaffen zum Gegenstande hat, stammt aus der Feder eines Pommern: 1897 erschien „Wilhelm Raabe, eine Würdigung seiner Dichtungen“ von Paul Gerber. Gerber war damals Oberlehrer am Stargarder Realgymnasium, der heutigen Oberrealschule. Mathematiker von Fach und Ruf, der sogar zu den Vorläufern Einsteins zählt, hat er doch über eine literarische Bildung verfügt, die ihn befähigte, Raabes Werk und Wesen so tiefgründig zu durchforschen, daß seine Arbeit überholt, doch nicht in den Grundzügen entwertet werden konnte.

Der zweite Schrittmacher auf der Raabe-Straße kommt wieder aus der Gilde derer, die der Braunschweiger so oft und so prächtig geschildert hat, — Hans Hoffmann, Gymnasiallehrer und Poet dazu.

Er stand als Dichter zwischen Keller und Raabe, dem einen in Sprache und Formkunst verwandt, dem andern in dem Humor als einer weltüberwindenden Religion. In dieser Richtung fühlte sich Hoffmann geradezu als Raabes natürlicher Sohn; an dieser Stelle hat er die leuchtende Fackel dort aufgegriffen, wo der Braunschweiger an der Pforte von Altershausen sie gesenkt hatte. Immer ist er für den großen Freund eingetreten; und an dessen siebzigstem Geburtstag war er es, der das erlösende und befreiende Wort sprach. Darüber hinaus hat Hoffmann auch mit seiner Feder für den Freund geworben und mit heiligem Grimm und begeisterter Liebe ein Büchlein verfaßt, das einer stumpfen Zeit die Wahrheit scharf und schonungslos geigte. Das Büchlein lag seit langem verwaist bei Hans Hoffmanns Erben. Und so ist es mit Freude zu begrüßen, daß Direktor Alderknecht von der Stettiner Stadtbücherei die Patenschaft zu Raabes Hundertstem wieder übernahm. Hoffmanns „Wilhelm Raabe“ tritt also in zweiter unveränderter Auflage vom Verlage „Bücherei und Bildungspflege“ aus die neue Fahrt an. Ein Nachwort, gezeichnet von Dr. Wilhelm Eggebrecht, gedenkt des innigen Ver-

hältnisses zwischen Raabe und Hoffmann und beleuchtet es durch den Abdruck zweier Raabebriefe.

Wer unmittelbar von dem Verberischen zu dem Hoffmannschen Buche kommt, erlebt, ganz abgesehen von Urteil und Maß, schon in der Schreibart den denkbar schärfsten Gegensatz. Dort der ruhige, sachliche Gelehrte, hier der lebhaft erregte Dichter. In dem dieser für den Freund kämpft, vertritt er gleichzeitig seine eigene Sache und damit die Partei aller echten Poesie. Stets spricht der aus kongenialen Ich schöpfende, aus eigenster Beobachtung spendende Augenzeuge und Herzvertraute. Sag für Sag ein Erlebnis. Wie sitzt der alte Raabe auf den ersten Seiten gleich vor uns als der geruht auf Schicksale Wartende, er, der nichts als Poet sein wollte und sein konnte, der „kein Amt, keine Stellung jemals gesucht noch gefunden hat, der weder Redakteur noch Kritiker noch Feuilletonist gewesen ist, der keiner Wissenschaft gedient, wenn auch sehr viele beherrscht hat“, der „nie im Leben auch nur eine Fest- oder Tischrede, geschweige einen Vortrag gehalten“, selbst nicht durch gesellschaftliche Talente gegläntzt und weder Theater noch Konzerte besucht hat. Wie stellt Hoffmann den scheuen, verschämten,



werden, die über die Verbreitung der einzelnen Literatur und ihre Literatur unterrichten.

Um diesem Buche, das etwa zehn Bogen umfassen wird (Ausgabe B: 18 Bogen), eine möglichst große Verbreitung zu sichern und es dadurch seinem eigentlichen Zweck, der praktischen Volksliedpflege, zuzuführen, soll sein Preis so niedrig wie möglich gehalten werden. Andererseits kann das Werk nur

gedruckt werden, wenn ein genügend breiter Abnehmerkreis die Druckkosten garantiert. Der Herausgeber, Privatdozent Dr. Madensen, Greifswald (Vollständiges Archiv), läßt deshalb zur Subskription ein, nicht nur, weil nach Schluß der Subskription die Preise bedeutend heraufgesetzt werden müssen, sondern auch deshalb, weil nur der Erfolg der Subskription die Drucklegung der Sammlung ermöglicht.

# Bestattungssitten und Grabkunst in der Urzeit.

Von Landesarchäologen Dr. Friedrich Holter, Schneidemühl.

Solange der Mensch zu Bewußtsein und Nachdenken erwacht ist, sind es vor allem zwei große, eindrucksvollste Lebensgeheimnisse, an denen er immer wieder von neuem herumrät. Das größere, weil erlebbare Rätsel der Liebe und das große des Todes. Der Tod kann wohl nur manchmal für die Umgebung etwas Schreckliches, Dämonisches und Quälendes haben. Die Natur aber hat dafür gesorgt, daß das Hinübergehen ins Unerforschliche, das wirkliche Ende des eigenen Lebens eben so wenig erlebt werden kann wie etwa das Einschlafen. —

Ist mit dem Hinscheiden der Betreffende aller Erdenlast ledig, so besteht er doch für die Angehörigen, für den Wirkungskreis allerorten als etwas Unfassliches, als Toter, mit dem man sich noch auseinanderzusetzen hat: Er wird gefürchtet oder rührend betrauert, verehrt oder gemieden, ausgelegt, verbrannt oder beerdigt oder sogar — verzehrt. Das letztere aber niemals — wie das törichterweise oft gedankenlos gesagt wird — des Gemisses wegen, sondern um sich mit den zum Verzehr bestimmten Gliedern die ihnen innewohnende Kraft (körperliche bzw. geistige) „einzuverleiben“. —

Das sind etwa die Arten der Auseinandersetzung mit dem Toten, wie sie seit den ersten Tagen des Menschengeschlechtes nebeneinander bestanden und mit fast völligem Anschluß der letztgenannten Weise noch heutigen Tages zu finden sind. Natürlich müssen wir uns bei dieser Allgemeinstellung von der Enge unseres Gesichtskreises befreien und vergleichsweise einmal alle Kulturkreise der Erde betrachten.

Im vorliegenden Rahmen wollen wir ausschließlich den urgeschichtlichen Menschen Europas in seinem Verhalten zum Abgeschiedenen beobachten. Wir können selbstverständlich nur einige fesselnde oder wichtige Fälle der jeweiligen Zeitläufe herausheben. —

Einige Jahrzehntausende müssen wir uns zurückversetzen in die vergangene Endepoche, die Eiszeit hinein, um zu den ersten, bereits ausgebildeten Menschentum verratenden Bestattungen zu gelangen. Es darf als gewiß gelten, daß, wenn ein Mensch damals nicht abseits seines Stammes irgendwie auf

irgendeine Weise verunglückte, er schon in oft rührender Weise nach seinem Tode umsorgt worden ist. Man fühlt angesichts solcher Gräber die ganze Fassunglosigkeit gegenüber dem großen Rätsel Tod heraus; aber auch die Hoffnung für oder die Furcht vor einem weiteren Dasein des Abgeschiedenen spricht aus vielen Umständen. Schon aus der älteren Steinzeit, der ersten einwandfrei deutbaren Periode menschlichen Seins auf dieser Erde, sind uns Gräber bekannt.

In Schlafstellung mit angezogenen Beinen liegt der Tote auf einer Seite, geringfügiger Schmutz und wohl sein Lieblingsgerät sind ihm beigegeben. Am Ausgang dieser Epoche bettete man den Toten häufig in die Grube des Feuerplatzes, wahrscheinlich, um die Todesfalte zu neuer Lebenswärme anzufachen. Geradezu sorgvoll mutet die Streu von Roteerde an, die man zuweilen über ihn breitete; der Gedanke liegt nahe, daß man so der Blässe die frische Blut der Lebensfarbe wiedergeben wollte. Auch hier als Beigabe der engste persönliche Besitz des Toten in Körperrnähe als Grabgut. Alles spricht dafür, daß ein Seelenglaube im heutigen Sinne noch nicht entwickelt war. Man dachte vielmehr an ein leibliches Fortwirken, an ein Wiedergängertum, dessen guter Seite man sich versichern, dessen böser, unheimlicher man begegnen mußte.

So ist das Verschnüren, so sind absichtliche Zwangslagen, gewisse Teilbestattungen, Bedecken des Verschiedenen mit groben Steinen usw. zu deuten. Das mag als Einbild in die Bestattungssitten des frühesten Menschentums genügen.

Die folgende jüngere Steinzeit, die etwa sechstausend Jahre vor dem Heute beginnt, bringt im Grabbau im nördlichen Mitteleuropa hauptsächlich den Gedanken der dauernden Totenwohnung besonders ausdrucksvoll zur Geltung. Die mächtigen „Hünengräber“, Riesensteinen und „Ganggräber“ sind so allgemein bekannt, daß hier eine Erinnerung an sie genügen mag. Die Vorstellung über die Art des Fortlebens begegnet sich während der jüngeren Steinzeit noch mit der aus der älteren. Nur wird der Tote noch bewußter auch rechtlich als Person

betrachtet, welcher der Lebende allerlei schuldig ist, vor allem, wenn sie im Leben zu den „Mächtigen“ gehörte. Wieviel Arbeit und Kraft erfordert doch der Bau eines Hünengrabes! Seine Anlage offenbart den Hausgedanken sinnfällig. Sicher wurde nicht nur einmal beim Zugrabetragen geopfert. Es scheint, daß der Entschlafene, wenn auch unsichtbar, fürderhin vollberechtigtes Mitglied des Gemeinwesens gewesen ist, dessen Einfluß man sich zu versehen hatte und auf dessen Wohl man bedacht sein mußte, wollte man sich nicht Schädigungen aussetzen, gegen die man als noch Lebender machtlos war! Vielleicht lebte damals schon so etwas wie ein Fest, ein Feiertag der Toten. Denn nach allem, was wir wissen und erforschen können, muß gerade der Mensch der Jungsteinzeit noch als Toter nachhaltig und mit starker Macht in den Kreis der Lebenden hineingewirkt haben. Gräberkult, engstens damit verbundener Ahnenkult sind ja schließlich stark sprudelnde Quellen der Ueberlieferung. Und gerade jene Periode strömt gewissermaßen von Tradition bis in die kleinsten Dinge des Alltagslebens hinein. —

Schon zu dieser Frist ist hier und da, vereinzelt also, Brandbestattung anzutreffen, d. h. der Tote wurde auf einem Scheiterhaufen verbrannt und seine Aschenreste verwahrt man irgendwie in einem Erdgrab oder in einem Gefäß, der Urne. — Eine so grundlegende Veränderung der Bestattungssitte geht natürlich niemals aus praktischen Ueberlegungen hervor; sondern Wechsel in der Grundanschauung der Lebensrätsel, religiöse Ummwälzungen, neue Ziele letzten Denkens oder innerer Gewißheit ergeben die Unterlage zu solcher Wandlung (auch heute noch!).

So bringt uns denn die folgende Bronzezeit mit wachsendem Anteil schließlich als beherrschende Form das Brand-, insbesondere das Urnengrab. Dabei gibt es interessante Uebergänge, die ein Hineinleben älterer äußerer Sitten in neue innere Vorstellungskreise spiegeln. Altes stirbt ja (zu mancher Leidwesen) nie völlig ab! So paradox es klingen mag: Das Hineinleben der ungeführten Masse einer Bevölkerung ist zu Neunzehntel gelebte Vergangenheit, aufs neue gelebtes Erbgut der Vorfahren. —

Eindrucksvolle Denkmäler der Bronzezeit sind vor allem Hügelgräber von oft riesigem Ausmaß. In ihnen scheint derselbe Gedanke wie in den Pyramiden lebendig zu werden, und hier nimmt wahrscheinlich die Sage vom Toten im Berge ihren Ausgang: vergl. z. B. ihre geschichtliche Prägung bei Barbarossa! In bronzezeitlichen Grabhügeln Nordlands begegnen uns manchmal erste Särge aus ausgehöhlten Eichenstämmen. —

In abklingender Form rettet sich die uralte Wohnungsidee im Grabbau z. B. in die Steinkistengräber der frühen Eisenzeit hinein, obwohl diese Urnen enthalten. Unsere Provinz birgt viele davon in ihrem Boden. Hier begegnet man häufig der Form des Erb- oder Familienbegräbnisses; d. h. ein Grab wurde häufig wieder geöffnet, um weitere abgeschiedene Blutsengenossen aufzunehmen. Gang und gäbe war das schon in den Hünengräbern der Jungsteinzeit. —

Im allgemeinen ist das gesamte erste Jahrtausend

sein Gefühl tief in sich verschließenden Niedersachen dem aufgeschlossenen Franken Goethe gegenüber, wie entwirrt er mit dem Belten Andres aus den „Akten des Vogelsangs“ ein echtes Raabe-Portrait, wie nimmt er seinen Freund gegen das Unrecht in Schutz, das allgemein begangen wird, wenn man den großen Tragiker bald nur als Humoristen, bald als Pessimisten wertet.

Das gut gedruckte billige Heft sollte von Pommerns gebildeter Lesergemeinde zum gelegenen Anreiz genommen werden, einer Doppelpflicht gegen Raabe und seinen Freund, unsern Landsmann, zu genügen.

Erfreulicherweise ist mit Hans Hoffmanns Eintreten der öffentliche Stettiner „Dienst an Raabe“ noch nicht beendet. Seit langem hat sich eine hiesige Raabe-Gesellschaft in Wort und Schrift die Aufhellung des Dunkels um den getreuen Eckart des deutschen Volkes angelegen sein lassen, an der Spitze Prof. Dr. Hh, dessen persönliche Beziehungen noch nach Stargard und zu Gerber reichen, und Dr. Wilhelm Eggbrecht, Bibliothekar an der Stettiner Stadtbücherei. Der Letzgenannte steht schon von seiner Studienzeit her im Bannkreis des großen

Braunschweigers, hat er doch seine Doktor-Dissertation der Erforschung von „Raabes Literaturkenntnis“ gewidmet.

Diese gründliche Arbeit, „ein Beitrag zur Psychologie und zum Schaffen“ des Dichters, ruht nicht nur die unmittelbaren Angaben in Schriften, Briefen, Tagebüchern und Gesprächen, um die erstaunliche Belesenheit des zitiertenfreudigen Geschichtsschreibers zu umgrenzen, sondern auch die Fingerzeige, die sich aus bestimmten Situationen, aus Anlage der Charaktere, aus dem Ablauf der Handlung und andern Kunstmitteln für diesen Zweck ergeben. Danach ist Leselekt und selbst Schriftstellerei in der Ahnenfolge vom Urgroßvater her ein Familienzug. Raabes Literaturkenntnis, am ausgebreitetsten im Felde des 18. und 19. Jahrhunderts, mehr den Romantikern als den Klassikern zugeneigt, hat Goethe zum Mittelpunkt, und schwingt daneben um Namen wie Spindler, Wilhelm Häring, Eichendorff, Chamisso, Immermann, Holtei und — Raabes Liebling — Heine. Eggbrecht geht dann die europäischen Literaturen durch und birgt überall Funde, die ihm gestatten, bis dahin gültige Ansichten zu berichtigen.

Wir schließen unsere Betrachtung mit einem Raabe-Freund, der zwar kein Buch über den Meister geschrieben, doch jede Gelegenheit genutzt hat, eine Lanze für ihn zu brechen — Walter Baetke, Gymnasialdirektor auf Rügen, ebenfalls Stettiner. Das zweite Raabe-Fest des Deutschen Volkstums (Jahrgang 1924) bringt an seiner Spitze einen Aufsatz: „Der Gegensatz der Welt bei Raabe“, der zu dem Aufschlußreichsten gehört, was jemals über den Dichter geschrieben ist. Baetke deckt darin die eine Haupthandlung auf, die sich durch sämtliche Werke Raabes zieht, nämlich den Gegensatz „zwischen Zeit und Ewigkeit, Schein und Wesen, Lärm und Stille, zwischen den ruhigen und den unruhigen Gästen in dieser Zeitlichkeit, und von hier aus findet er das Gesetz der Spannung zwischen Tragik und Humor, Welt der Wirklichkeit und Welt der Werte, bis das Beiden an diesem Gegensatz voll befaßt wird, das Leben jedoch nicht verneint, vielmehr durchsonnt von jenem himmlischen Strahl, „der in jedes Menschenherz von Gottes Gnaden eingeschlossen ist“.

An dieser Stelle reichen sich die vier Pommern die Hand. Sie sind eines Sinnes im Sinne ihres Meisters. Hermann Bloch.



v. Chr. noch von der Sitte der Totenverbrennung beherrscht. Auch die ersten Jahrhunderte um Christi Geburt mit ihren Brandgruben- und Brandschüttungsgräbern bei uns zulande bezeugen diesen Zug noch. Bis unter dem Einfluß des zunächst arianischen Christentums bei den großen Gotenverbänden, und durch sie nach Germanien hineinwirkend, die Körperbestattung, also das Begräbnis, die „Beerdigung“ wieder Platz greift, um über eineinhalb Jahrtausende ausschließlicher Bestattungsbrauch zu werden. Grundlage dieses Wandels ist der christliche Glaube an die Auferstehung des Fleisches.

Erhebend muß, um noch eine interessante Sitte herauszustellen, eine Schiffsbestattung im frühgeschichtlichen wikingischen Kreise gewesen sein: Ein seefertiges Schiff mit einem Totenhaus an Deck rauchte verbrennend, langsam hinaus in das grenzenlose Meer, bis es vor den Blicken der Zurückgebliebenen gleichermaßen im unsäglichem Meer des Alls versank. Ein wundervolles Symbol des verschwindenden, erkaltenden Lebens unter dem Hoffungsanfall lobender, zum Himmel aufsteigender Flammen!

Sicherlich ist schon früh im Kreise der Menschen gerade unserer Breiten mit ihrem prägnanten Wechsel von Jahreszeiten, die sinnfällig den gewaltigen Kreislauf allen Geschehens offenbaren — durch den

Tod zum Leben, durch Winternacht zur Leuzesfreude —, der Tod überwunden worden als Pforte zu neu erstehendem, erhofftem Lichte, zu den paradisiäischen Fluren ewigen Frühlings! Hier ist die Osterbotschaft erst eigentlich innerster Gewißheit geworden und ihre Notwendigkeit begriffen!

Schon die urgeschichtlichen Bestattungsitten lassen erkennen, daß man auf mancherlei Weise den Tod überwand, überbrückte. Und, so verschieden man auch nebeneinander und im Vergleich zu dem Brauch unserer Tage dabei verfuhr, eines verbindet im letzten alle: das schlichte oder monumentale, immer aber würdevolle, Gedanken und Empfindungen bewahrende Denkmal an der Stätte des allerletzten Verweilens auf dieser Erde. (Ein kitschiges Erinnerungsmal an einen teuren Toten würde ja auch symptomatisch ein Verflachen des letzten Denkens und Glaubens anzeigen und die Empfindungen der Hinterbliebenen als konventionelle Lüge anprangern.)

Wer der eindringlichen Sprache des nur scheinbar Stummen zu lauschen vermag, der vernimmt das Raunen am überwachsenen, zeitvergessenen Hüftenstein, das Mahnende: Gedenke, daß Du sterblich bist; darum wirke!

Was Ihr seid — das waren wir! —

Was wir sind — das werdet Ihr! —

## Durchzug der Salzburger Emigranten durch Pommern.

1731—1931.

Vor zweihundert Jahren begegnete man auf der durch Pommern über Danzig nach Ostpreußen führenden großen Heerstraße in den Monaten September und Oktober feltamen Wanderzügen. Auf den Wagen lagen und saßen Greise und Kinder; Männer und Frauen gingen dem Zuge voran oder folgten ihm. Man sah es den Wanderern mit dem kurzen wollenen Kamisol und den weiten Beinkleidern, den Frauen mit dem kaum bis an die Wade reichenden Rocke und der kurzen Schürze auf den ersten Blick an, daß sie nicht aus Pommern stammten: es waren die ihres evangelischen Glaubens halber aus ihrer Heimat vertriebenen Salzburger. — Von den Knappen der Halleiner Salzwerke war dort die evangelische Lehre einst weiter verbreitet worden. Die sich dem Staatswesen völlig einfügenden Bauern hielten fest und zäh am Glauben ihrer Väter fest. Den größten Schatz im Hause bildete die bereits ererbte oder heimlich geschmuggelte Bibel, für welche sorgfältig ein dem Auge des Verräters unsichtbares Versteck ausgesucht wurde. Sofern die evangelische Lehre nicht offenkundig verbreitet wurde, übersah man behördlichseits das Treiben der Evangelischen. Erst als Graf Firmian Erzbischof wurde, trat eine Wendung ein. Der neue Kirchenfürst war fest entschlossen, die „Kegerei“ mit Stumpf und Stiel auszurotten. Der vom Papst verordnete Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“, welcher nicht nur mit dem Gegengruß „Von nun an bis in Ewigkeit“, sondern auch mit einem zweihunderttägigen Ablass verbunden und dadurch für die Evangelischen unannehmbar wurde, machte jetzt die „Keger“ äußerlich kenntlich. Eine Verfolgung mit allen Mitteln setzte ein. Der Besitz einer Bibel zog 100 Fl. Geldstrafe nach sich, vom Hause Habsburg willig zur Verfügung gestellte Soldaten brachen in die friedlichen Täler ein, die Gefängnisse waren bald überfüllt. Des Erzbischofs brutales Vorgehen fand ein Echo in den evangelischen Ländern, die einschritten, als 1730 das Emigrationsedikt erlassen wurde: Uebertritt zum Katholizismus innerhalb vierzehn Tagen oder Verweisung aus dem Lande. 17 000 evangelische Bauern verließen die Heimat und zogen nach Norden in die neue, ihnen von Friedrich Wilhelm I. gewährte neue Heimat in Ostpreußen.

Das auf den Wegen über Frankfurt oder Magdeburg oder Leipzig angestrebte Ziel war zunächst Berlin. Von hier aus wurden die Trupps nach Stettin geleitet, von wo aus sie auf dem Seewege nach Königsberg i. Pr. befördert wurden. Diejenigen, welche den Wasserweg scheuten, wanderten zu Fuß weiter und folgten der großen Heerstraße

über Stargard—Mallow—Raugard—Plathe—Ramelow—Körlin—Köslin—Stolp—Lauenburg—Danzig nach Ostpreußen. — Sobald die Emigranten in die Nähe einer Stadt kamen, stimmten sie das Emigrantenlied an:

Ich bin ein armer Exulant,

Also muß ich mich schreiben.

Man tut mich aus dem Vaterland

Um Gottes Wort vertreiben.

Magistrat, Geistlichkeit und Schulen gingen ihnen entgegen und führten die Emigranten in den Ort, um sie festlich zu bewirten. Mit einem „Bezahl es Gott“ schieden die Gäste, bis sie nach monatelanger Wanderung am Ziele anlangten, wo noch heute, namentlich in der Gegend von Gumbinnen, viel an die dort vor zweihundert Jahren angesiedelten Salzburger erinnert.

Kurt Poppe.

## Priesterin des Vaterlandes.

Zum 75. Geburtstage von Hans Werder (Anna v. Bonin).

Anna v. Bonin, unter dem Schriftstellernamen Hans Werder als Bannerträgerin der Vaterlandsliebe weithin bekannt und verehrt, beging am 8. September den 75. Geburtstag. Mit kernfrischer Kurzweilspendebegabung verbindet sie Gedankenfülle, ethisches Empfinden und ersinderischen Trieb, so daß sie manchem Leser und ganz gewiß sehr vielen ihrer Leserinnen Sonne fürs Leben gab und Glanz über ihren Alltag breitete. Ihre Erzählungen gehören zu den gefälligsten, und einige von ihnen, wie der stark verbreitete Roman „Lieser als der Tag gedacht“, auch zu den gestalterisch gediegensten und deutschbewußtesten, die von Frauen geschaffen worden sind. Stattliche Auflagen erzielten die meisten ihrer Bücher, so die Geschichten vom „Junfer Jürgen“, der trotz Trümmersfelderherkunft voll seines Blühens bleibt und seine eigene wackere Saat erntet, vom „Wilden Reutlingen“, einem Bayreuther Dragoner-Rittmeister unter dem großen Fröh im Siebenjährigen Kriege, und „Schwertklingen“, eine heute wieder höchst zeitwirksame erschütternde Elegie auf die Schicksalsschläge der Deutschen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und eine Huldigung vor der Heldengestalt des Prinzen Louis Ferdinand. Auch die Romane „Circe“, „Im Burgfriede“

## Deutsche Heimatbücher.

„Unser Pommernland.“ Monatschrift für das Kulturleben der Heimat. 16. Jahrgang 1931, Heft 7/8. Verlag Fischer & Schmidt, Stettin. Bezugspreis vierteljährlich 3,— RM. Einzelpreis dieses Doppelheftes 2,— RM.

Die Anlage des Doppelheftes entspricht derjenigen früherer Sonderhefte, von denen „Unser Pommernland“ bisher dreizehn herausgebracht hat. Nach einem Geleitwort des kürzlich verabschiedeten Landrats von Bismarck und einem Bekenntnis zur Heimat von Elisabeth von Dergen berichtet Dr. Kurd von Bülow über den Boden des Kreises Regenwalde und seine Geschichte. Daran schließt sich eine Frühlingsfahrt auf den Pommerschen Höhenzug von Martin Koppel, der von der Landschaft um den Dolgensee bekennt, daß er dieses Stück pommerscher Erde besonders ins Herz geschlossen habe. Nachdem dann Direktor Voerbroeks die Landwirtschaft des Kreises gewürdigt und des Mannes gedacht hat, dem in hervorragendem Maße der Aufschwung der Landwirtschaft im Kreise zu danken ist, Professor Dr. Sprengel (1787—1859), zeichnet Dr. Henning von Borcke in großen Zügen die Geschichte seiner Familie, nach der der Hauptteil des Regenwalder Kreises noch heute den Namen Bordenkreis trägt. Die Naturdenkmäler und Schutzgebiete im Kreise Regenwalde beschreibt Ernst Holzfuß, der staatliche Kommissar für die Naturdenkmäler Pommerns, wobei die stattliche Anzahl alter Bäume auffällt, die der Kreis Regenwalde aufzuweisen hat. Dem Aufsatz über die Straßen im Kreise und ihre Unterhaltung vom Kreisbaumeister Dabrowsky ist eine Uebersichtskarte beigegeben, die eine wertvolle Bereicherung des Heftes darstellt, dessen vielseitiger Bildschmuck besondere Erwähnung verdient. Nach diesen Abhandlungen, die sich mit dem ganzen Kreise beschäftigen, folgt eine Darstellung der Städte Labes, Regenwalde, Plathe und Wangerin. Der berühmten Bücherei zu Schloß Plathe hat ihr Verfasser, Graf von Bismarck-Osten, eine besondere Darstellung gewidmet, die allen interessierten Kreisen ein Bild von den Schätzen dieser Privatbücherei gibt. Zum Schluß plaudert Curt Bloedorn über die Ostheide, unter der man ein Forstgebiet versteht, das 40 000 Morgen im nördlichen Teil des Kreises umfaßt und durch seinen Urwaldcharakter und seinen Wildreichtum das Entzücken jedes Naturfreundes bildet, der diesen abseits vom Verkehr liegenden Forst zu durchqueren Gelegenheit hat. Eine stattliche Anzahl kleinerer Beiträge aus den verschiedensten Gebieten runden den Inhalt des Kreisheftes in jeder Beziehung ab. Es verdient in unserer wirtschaftlichen Notzeit ganz besondere Anerkennung.

den“, „Der Pommernherzog“, „Christophorus“ u.a.m. fanden viel Anklang. Sie wurzeln allesamt im Nationalwesen, sind heimatlich und volksluftschaffend, nie unfreudig gegenüber nationalen Schwächen, nie verfragt und weltfern der Ueberreiztheit des Modeaffentums.

Anna v. Bonin kam als Kind des Rittergutsbesizers v. Zanthier auf Groß-Bunneschin in Sinterpommern zur Welt, und da ihre Mutter mit der Fürstin Bismarck nahe verwandt war, ergab sich von selbst vertrauter Familienverkehr mit den Nachbarn auf Varzin, der Bismarckschen Besitzung, wo sie an der Tafel des Titanen die stärksten Einbrüche ihres Lebens empfing. Nach dem frühen Tode ihres Vaters lebte ihre Familie in Stolp, wo sie im Jahre 1876 die Gattin des Rittergutsbesizers Konrad v. Bonin auf Schönwerder wurde; daher ihr Deckname Werder. Große Südländereien, lange Zeit alljährliche Teilnahme an den Bayreuther Festspielen und freundschaftlicher Verkehr mit dem tatkräftigen Kolonialpolitiker Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, dem Regenten von Braunschweig, eröffneten ihr immer neue Idealkreise und reiche Quellen der Eingebung.